

Ralf Frisch

Gott, das Virus, Karl Barth und wir

Ein Abend gegen die theologische Sprachlosigkeit unserer Zeit

Evangelische Melanchthon-Akademie Köln
Evangelische Akademie im Rheinland
22. Juni 2020

Vor einhundert Jahren erinnerte Karl Barth die Theologie und die Kirche seiner Zeit an etwas oder besser gesagt an jemanden, den sie vergessen hatten: an Gott. Diese Erinnerung ist auch heute bitter nötig. Denn es scheint, als würde die evangelische Theologie unserer Gegenwart unter einer großen Sprachlosigkeit im Blick auf die letzten Dinge leiden. Gerade die Corona-Krise bringt es an den Tag, wie groß die Gefahr des modernen Protestantismus ist, sich in einen Humanismus empathischer Zwischenmenschlichkeit aufzulösen. Und es steht zu befürchten, dass Kirche und Theologie bald am Ende sein werden, wenn sie am Ende nicht mehr zu sagen haben, als dass Gott keine anderen Hände als unsere Hände hat. – Herzliche Einladung zu einer provozierenden und inspirierenden theologischen Zeitdiagnose im Geist Karl Barths!

Ich beginne mit einer Analyse der gegenwärtigen Situation.

Das Jahr 2019 war das Jahr der Klima-Apokalypse, das Jahr 2020 ist das Jahr der Corona-Apokalypse. Ich mag mir gar nicht ausmalen, was, wenn aller guten Dinge drei sind, das Jahr 2021 werden könnte – vielleicht das Jahr der wirtschaftlichen oder der politischen Apokalypse, vielleicht auch das Jahr der Apokalypse moralischer Toleranz oder das Jahr der Apokalypse der Freiheit. Wer weiß.

Ich will mich nicht unter die Verschwörungstheoretiker mischen, aber es scheint doch im Blick auf die Gegenwart so etwas als einen Zwang, vielleicht sogar eine Lust am Untergang und eine Tendenz welcher Mächte auch immer zu geben, zu testen, wie viel Kontrolle die Bürgerinnen und Bürger einigermaßen widerstandslos akzeptieren, wie viele Verbote sie um eines vermeintlich höheren Gutes, also der Gesundheit des Volkes oder der Ökosphäre, hinzunehmen bereit sind, wie viel Freiheitsberaubung sie freiwillig tolerieren und wie schnell sie sich damit anfreunden, dass eine liberale Gesellschaft der Freizügigkeit, der man eine gewisse Einsicht und Mündigkeit zutraut, möglicherweise doch der Vergangenheit angehört.

Ich zögere, das Wort „Kulturrevolution“ in den Mund zu nehmen, weil es so eindeutig

historisch und politisch assoziiert ist, aber ein bisschen ist mir derzeit doch so, dass Verbote, Kontrolle und ethischer Rigorismus uns in einen Zustand befördern werden, der die Gesellschaft, wie wir sie kennen, dramatisch verändert.

Karl Barth hätte angesichts dieser Welt- und Gesellschaftslage vielleicht von einer Herrschaft herrenloser Gewalten gesprochen – Gewalten, die unter dem Vorwand, uns zu dienen, über uns herrschen. Für Karl Barth war eine der vordringlichsten Aufgaben der Theologie die Kritik von Ideologien, die im Gewand der Theologie daherkommen. Unsere Gegenwart erscheint mir zunehmend als eine Zeit des größer werdenden Einflusses undurchschaubarer Ideologien. Dabei tarnt sich dieses Nichtdurchschauen der Dämonen und herrenlosen Gewalten nicht selten als Einsicht und als höhere Vernunft. Man kann das am Coronavirus und am gesellschaftlichen, politischen und theologischen Umgang damit beobachten. Das Coronavirus ist – neutestamentlich gesprochen – geradezu zu einem Dämon geworden, der nicht nur die Macht hat, unseren Leib zu verzehren und möglicherweise zu töten, sondern uns auch unter das Bewusstsein greift und die Seele anfrisst, und zwar individuell und kollektiv. Und dieser Dämon beschwört kirchlicherseits Reaktionsformen herauf, die so bezeichnend wie fragwürdig sind. Unter Anderem über diese Reaktionsformen möchte ich heute sprechen – nicht ohne einen Hauch von Dramatisierung, der das Ganze vielleicht ein wenig spannender macht.

Ich habe vorhin gesagt, dass ich die Jahre 2019 und 2020 irgendwie als apokalyptische Jahre wahrnehme, und ich weiß natürlich, dass man mir vorhalten kann, dass dasjenige, was ich als Apokalypse bezeichne, doch in Wahrheit der Sieg der Vernunft ist – also der Sieg der ökologischen Vernunft und der Sieg des Lebensschutzes, also des Schutzes der Schwächeren, etwa der wehrlosen Biosphäre oder der wehrlosen Alten und Vorerkrankten.

Theologisch und kirchlich betrachtet erscheinen mir die Jahre 2019 und 2020 – und ich bleibe meiner apokalyptischen Diktion treu – als Jahre einer Gottesdämmerung, anders und vor allem im Blick auf die obersten und öffentlichen Repräsentanten der EKD gesagt als endgültige Durchsetzung des theologischen Anthropozän, also als Jahre der Überzeugung, dass es der Mensch und seine Menschlichkeit schon richten werden.

Hinter der Überzeugung, dass allein der Mensch den Menschen retten kann, steht die implizite oder explizite theologische Überzeugung, dass Gott letztlich keine anderen Hände hat als unsere Hände. Damit aber ist genau die Wahrnehmungsmatrix beschrieben, in der die abendländische Gesellschaft sich seit der Aufklärung befindet und der wir womöglich nicht entrinnen können.

Ich will es nochmals zuspitzen und mich mit dieser Zuspitzung schon ein wenig einschwingen auf den Gestus theologischer Radikalisierung und Polarisierung, der Karl Barth, dem Theologen des Entweder-Oder und des Alles-oder-Nichts, eigen war: Die Moderne ist ein Zeitalter, in dem es undenkbar geworden ist, dass es Gott gibt. Man kann in der Moderne und unter der unangefochtenen Herrschaft des Menschen als Letztinstanz nicht mehr daran glauben, dass Gott als Letztinstanz im Regimente sitzt und alles wohl führt. Der Glaube an die Unwiderstehlichkeit der nur atheistisch beantwortbaren Theodizeefrage verdrängt den Glauben an Gott. Rätselhafterweise scheint man aber nach Auschwitz und Nietzsche immer noch daran glauben zu können, dass der Mensch nicht nur zu allem Bösen, sondern auch zu allem Guten fähig ist. Während also die Theodizeefrage stillschweigend allgegenwärtig und Gott nicht mehr zu rechtfertigen ist, tritt die Anthropodizeefrage in den Hintergrund – absurderweise inmitten der reformatorischen Kirchen, die ja doch eigentlich sehr genau wissen müssten, dass der Mensch aufgrund seiner Sünde eigentlich nicht zu rechtfertigen ist und nur grundlos von Gott, aber niemals durch sein eigenes Gutsein und durch seine Selbst- und Weltreinigungsversuche, also durch CO₂-Reduktion und Desinfektion, gerechtfertigt werden kann.

Wir leben in theologisch merkwürdigen Zeiten. Besonders merkwürdig ist, dass es in diesen Zeiten eigentlich nurmehr ethische und politische Häresien, aber letztlich keine dogmatischen Häresien mehr gibt. Die Wahrscheinlichkeit, dass unsichtbare Scheiterhaufen oder ihre Äquivalente aufgerichtet werden, ist ungleich größer, wenn jemand etwas moralisch-politisch-ethisch Inkorrektes sagt, als wenn jemand etwas theologisch-dogmatisch Brisantes äußert. Man kann in der evangelischen Kirche völlig konsequenzlos die Auferstehung Jesu Christi, seine Gottheit oder die Bedeutung des Kreuzestodes leugnen. Zum Häretiker wird man jedoch erst als Klimaleugner, vielleicht auch als Coronaleugner, nicht aber als Gottesleugner.

Halten Sie das bitte nicht nur für theologischen Slapstick oder bloße Provokation. Was ich sage, so glaube ich, trifft ins Herz des Protestantismus unserer Gegenwart.

Das Traurige an diesen merkwürdigen Zeiten ist – theologisch betrachtet –, dass in der derzeitigen Corona-Krisenphase ausgerechnet die Kirche, die sich ja etwa in Gestalt des von mir persönlich außerordentlich geschätzten EKD-Ratsvorsitzenden unentwegt öffentlich zu Wort meldet, als theologische Wirklichkeitsdeuterin und als spirituelle Führerin wenn nicht versagt, so doch zumindest seltsam blass, floskelhaft und banal bleibt. Und zwar insofern, als ihre besonders öffentlichen Stimmen nicht viel Anderes zu sagen wissen als das, was auch die Bundeskanzlerin, der Bundespräsident oder unsere Ober-Virologen

sagen: dass wir aufeinander achten und gerade in Zeiten physischer Distanzierung zusammen stehen und solidarisch, empathisch und sozial sein sollen. Sie sagen mit anderen Worten, was sie immer sagen. Auch die Kirche bewältigt die Krisen unserer Epoche also humanistisch. Es ist die hohe Zeit der Humanität und die hohe Zeit des hohen moralischen Tones und der humorlosen und durchaus unbarmherzigen Empörung im Namen letzter moralischer Prinzipien in Kirche und Gesellschaft. Auch das ist ein Zeichen dafür, wie sehr und wie tief wir in die Matrix der kategorischen ethischen Imperative der Moderne und ihres Welt- und Menschenbildes verstrickt sind.

Das ist übrigens keineswegs schlecht und ja auch irgendwie anrührend, wenngleich es dazu neigt, den Egoismus und – theologisch gesprochen – natürlich auch die Sünde zu unterschätzen. Ich denke nur an die Wochen, als die Klopapierregale in den Supermärkten leer waren. Der Appell und das Vertrauen auf den Humanismus als soziales Bindemittel ist also anthropologisch und gesellschaftspolitisch nachvollziehbar, aber theologisch betrachtet unzureichend, wenn nicht sogar eine theologische Fehloptimierung des Vertrauens in das Vertrauen auf den Menschen als einzig mögliches Vertrauen. Eine theologische Fehloptimierung ist es deshalb, weil sich Vertrauen auch im Raum der Kirche als gesteigertes Menschenvertrauen, bei grüner Angehauchten auch als Naturvertrauen, aber letztlich nicht mehr als Gottvertrauen artikuliert. Das heißt übrigens nicht, dass man nicht auch im hohen Ton von Gott reden kann. Aber schon der Religionskritiker Ludwig Feuerbach erkannte im 19. Jahrhundert, dass der Fortbestand der Kirchen keineswegs ein Zeichen echten Glaubens ist. Feuerbach zufolge reden die Gläubigen zwar vom Segen Gottes. Doch letztlich suchen sie Hilfe nur beim Menschen. Ihr Glaube, so Feuerbach, ist „nur ein blauer Dunst von Religion, in dem der gläubige Unglaube seinen praktischen Atheismus verhüllt“. Die Verwandlung von Theologie in Anthropologie ist demnach nicht nur Kennzeichen der nichtreligiösen, sondern auch der christlichen und kirchlichen Gegenwart.

Ich will es einmal pathetisch und durchaus fromm formulieren. Gerade in Krisenzeiten käme es ja für die Kirche Jesu Christi doch darauf an, in einer Welt, in der nichts für Gott spricht, von Gott zu sprechen, und zwar nicht nur so von Gott zu sprechen, dass Gott zum Synonym eines innerweltlichen Optimismus, zum Äquivalent des Urvertrauens auf die Selbstheilungskräfte des Homo sapiens und seiner Natur oder eben zum Resonanzverstärker moralischer Appelle beziehungsweise zum Turbolader ethischer Imperative wird. Vielmehr müssten wir eigentlich so von Gott sprechen, dass Gott als letzte, unsere diesseitige Wirklichkeit und ihr Leben umgreifende, heilende, rettende und neu zur Welt bringende Wirklichkeit aussagbar, sichtbar und erfahrbar wird. Wir müssten mit anderen

Worten auf unterschiedlichste Weise mit allen Sinnen durchbuchstabieren, was es heißen könnte, dass das Reich des in Jesus Christus menschengewordenen Gottes nicht von dieser Welt ist.

Wer dagegen all zu schnell bekräftigt, es gehe um Gott *und* den Menschen, um Dogmatik *und* Ethik, und unentwegt betont, wer von Gott rede, müsse aufgrund der Menschwerdung Gottes auch vom Menschen reden, wird – so fürchte ich – in der Matrix der Moderne irgendwann nur noch vom Menschen reden. An der Luft der Aufklärung oxidiert der Glaube an Gott rasch und rückstandsfrei zum Glauben an den Menschen. Für den Protestantismus der Moderne scheint diese Oxidation geradezu schicksalhaft zu sein. Ja, ich weiß, es gibt allüberall in unserer Kirche und in ihren Gemeinden zahllose Gegenbeispiele. Und man kann mir immer wohlbegründet entgegenhalten, dass in unserem Kirchen und auch öffentlich sehr wohl über Gott geredet und auch ernsthaft und tiefempfunden an Gott geglaubt wird. Viele – vor allem diejenigen, die in unserer Kirche noch etwas werden und von Einflussreicheren gehört werden wollen –, haben sich ja in letzter Zeit denn auch bemüht, in unterschiedliche Medien darauf hinzuweisen, dass die maßgeblichen Akteure der Volkskirche in den letzten Monaten alles richtig gemacht haben und dass es schlicht und einfach unverschämt und unfair sei, jetzt herumzukritisieren und als Nestbeschmutzer und Kirchenkritiker in Erscheinung zu treten. Dummerweise ist aber auch diese sogenannte Nestbeschmutzung die Aufgabe geistesgegenwärtiger Theologie. Denn Theologie ist – mit den Worten des ersten Paragraphen von Karl Barths „Kirchlicher Dogmatik“ gesprochen – die Selbstprüfung der christlichen Kirche hinsichtlich des ihr eigentümlichen Redens von Gott. Anders gesagt: in Gestalt der Theologie fragt sich die Kirche, ob sie ihrem Wesen, sprich: dem Evangelium Jesu Christi, entspricht. Wenn Theologie nur noch selbstreferentiell und kirchendesinteressiert ist und wenn sie vor allem nur noch der Selbstbeweihräucherung des Systems Kirche und ihrer sich gegenseitig auf die Schultern klopfenden Funktionärinnen und Funktionäre dient, aber nicht mehr als Selbstkritik der Kirche in Erscheinung tritt, dann hat sie – pointiert gesagt – ihre Daseinsberechtigung verwirkt.

Das Spannende ist nun, warum wir – und ich sage das jetzt einfach so kollektiv im Blick auf den volkspirchenaffinen Protestantismus der Gegenwart – als Kirche in der Situation sind, in der wir sind – oder anders formuliert: was dazu geführt hat, dass Theologie und Kirche sich in die erwähnte Matrix der neuzeitlichen abendländischen Welt haben hinein-spinnen lassen.

Ich will im zweiten Teil dieses Vortrags versuchen, diese Situation ein bisschen genauer

herzuleiten, und werfe daher ein paar Blicke zurück – nicht zuletzt ziemlich genau einhundert Jahre, mitten in die Zeit der so genannten dialektischen Theologie Karl Barths hinein. Ich glaube, dass sich Karl Barth unter seinem Apfelbaum im Schweizer Dörfchen Safenwil im Jahr 1916, als er sich über den Römerbrief des Apostels Paulus setzte, in einer durchaus ähnlichen Situation befand wie wir Heutigen. Und daher wundere ich mich immer, dass zahlreiche zeitgenössische Theologen und Theologinnen, die das ja doch von ihrem Theologiestudium her wissen müssten, in die gleichen Fallen tappen, in die die Kirche und die Theologie in der Zeit Karl Barths getappt ist.

Ich will also jetzt einen Blick auf Karl Barth und seine Deutung seiner Situation und auf seinen theologischen Lösungsvorschlag werfen. Und ich glaube, dass das mitnichten alle Kamellen sind. Denn ich erlebe immer wieder, dass man hundert Jahre nach Karl Barths theologieveränderndem Römerbriefkommentar fast wörtlich Texte Karl Barths zitieren kann und immer noch damit Aufsehen, Unverständnis und sogar Entsetzen erregt – und zwar weniger aus einer grundsätzlichen Ablehnung Karl Barths heraus, sondern weil man das tatsächlich erstmals hört und, wenn es unmittelbar in die Situation der kirchlichen Gegenwart hineingesprochen wird, anders als im Hörsaal in seiner ganzen Tragweite erfasst.

Mir scheint, dass Barths Theologie gerade heute aktueller und sprechender denn je ist. Aber prüfen Sie im Folgenden selbst, ob Sie die Barths Analysen und Barths Therapie-vorschläge überzeugen. Und wenn ja und auch wenn nein, dann denken Sie selbst weiter. Das ist ja das Wesen von Bildung: zu inspirieren und daraufhin autonom, sprachfähig und mündig zu machen. Dazu will ich heute wenigstens einen kleinen, sicherlich kontroversen Beitrag leisten.

Bevor ich zu Karl Barth komme, will ich allerdings noch einmal vierhundert Jahre zurück-springen, nämlich in die Zeit der Reformation hinein. Aber keine Sorge, es ist nur ein kur-zer Sprung, aber doch ein Sprung, durch den noch einmal deutlich wird, wie die Refor-mation und die Matrix der säkularen Welt zusammenhängen.

Es gibt – ein wenig holzschnittartig gesagt – im wesentlichen zwei kulturgeschichtliche, theologische und kirchliche Schübe, die die Reformation ausgelöst hat – oder vielmehr: die die Reformationen ausgelöst haben.

Und zwar erstens den Schub Martin Luthers, nämlich das Seinlassen des gerechtfertigten Sünders, der sich weder auf religiösem noch auf ethischem Wege selbst rechtfertigen und gut werden kann, und das Seinlassen Gottes und des Heilsvermittlungsinstituts Kir-che durch ebendiesen Sünder, der den lieben Gott einen guten Mann sein lassen und

sich selbst in seiner diesseitigen Individualität und Freiheit im Zuge der Neuzeit immer autonom entfalten kann. Und zweitens den Schub Johannes Calvins, der eigentlich als Schubumkehr des lutherischen Schubs zu verstehen ist, nämlich das Seinsollen des geheiligten Menschen, der sich eben doch auf ethisch-politischem Weg zum Guten umzuwenden und seinem Begnadigtsein moralisch-existenziell, aber eben auch gesellschaftlich Gestalt zu verleihen vermag, aber auch verleihen soll. Luthers Schub befördert historisch und geistesgeschichtlich die zunehmende Entkirchlichung, die zunehmende Freiheit von Religion und die zunehmende Reduktion sozialmoralischer Kontrolle zugunsten stärkerer Individualisierung. Calvins Schub befördert die Fokussierung des Protestantismus und des öffentlichen und säkularen Lebens auf Ethik, Sozialmoral und innerweltliche Askese, nicht zuletzt auf ein gewisses Leistungsideal. Das hat ja Max Weber, der vor einhundert Jahren starb, hervorgehoben.

Soviel in aller Kürze zur Reformation. Springen wir nun, um die kirchliche und gesellschaftliche Gegenwart Immanuel Kant vollends ins Licht der Aufklärung zu rücken, wieder etwa dreihundertfünfzig Jahre nach vorn - zu Immanuel Kant, der amüsanter- und absurderweise derzeit gerade aus ethischen Gründen - als „Rassist“ - ein wenig in Misskredit gerät. Kant, der Alleszermalmer der Metaphysik und der theologischen Dogmen, lässt nur noch das als gesichertes Wissen gelten, was unsere Sinnesorgane und unser Verstand empirisch-transzendental als Wirklichkeit ausweisen und was das unbedingte Sittengesetz von uns fordert. Die Theologie reagierte auf Kants Kritik der Rede von den letzten Dingen überstürzt selbstzerstörerisch und flüchtete sich in die Währung der Moral. Um nicht als abergläubisch, ewig gestrig oder unvernünftig zu gelten, unterließ es die Theologie fortan weitestgehend, von Gott als letzter transzendentaler oder transzendenter Wirklichkeit zu reden. Sie verlegte sich vielmehr auf diejenigen Formen des Redens, die Kants Kritik der metaphysischen Vernunft ungeschoren ließ. Sie wurde zur Ethik und mit Schleiermacher, der alle Sätze über Gott in Sätze des religiösen Bewusstseins jenseits von Metaphysik und Moral übersetzte, zur Phänomenologie empirischer Gestalten von Religiosität und - modern gesprochen - Spiritualität. Ludwig Feuerbach, der schon erwähnte Philosoph, radikalisierte das vollends und durchschaute den Menschen aus dem Zentrum des Christentums, der Menschwerdung Gottes, heraus, als höchstes Wesen. Daher, so Feuerbach, müsse Theologie zur Anthropologie und der als Inbegriff der Sehnsüchte des Menschen in den Himmel projizierte Gott wieder als das erkannt werden, was er immer schon ist, nämlich als Projekt des Menschen, der sich in seiner konsequenten biotechnologischen Selbstverwirklichung vergöttlichen muss. Karl Marx machte dann politisch Ernst mit der Erkenntnis, dass allein der Mensch das höchste Wesen für den Menschen ist und

die Welt des Menschen zu einem paradiesischen Ort umgestaltet werden, also das Jenseits ins Diesseits herabgeholt werden muss.

Das Resultat war eine noch immer viel beschworene Diesseitigkeit des neuzeitlichen Protestantismus. Man könnte auch sagen: eine große Gottesvergessenheit inmitten des modernen Christentums, das fortan eben nur noch an den Menschen und an seine religiösen oder ethischen Zustände, aber nicht mehr an Gott glaubte. Und so wurde das optimistische 19. Jahrhundert zum Jahrhundert des idealen Menschen und seiner Befreiung durch Philosophie, Kultur, Technik, Ethik und Politik.

Erst der Erste Weltkrieg brachte diesen Idealismus und Optimismus kulturell, politisch, philosophisch und theologisch ins Wanken. Die ästhetischen Avantgarden zelebrierten die Zertrümmerung der heilen Welt, der heilen Kunst, der heilen Literatur und ihrer schönen Formen. Für Raum, Zeit und Materie übernahm das die moderne Physik, also die Quantentheorie und die Relativitätstheorie. Und Karl Barth, der große theologische Avantgardist, tat mit und zertrümmerte das Gebäude der Theologie. Er konnte nicht mehr an den Menschen glauben, aber er wollte an Gott glauben. Er wusste freilich sehr genau, dass Gott im Kielwasser der Erkenntnistheorie Kants unerkennbar war und von ihm nur auf Kosten exakter, neuzeitlich salonfähiger Wissenschaftlichkeit geredet werden könnte. In diesem Punkt war Karl Barth radikal modern. Aber er schlug der Moderne ein Schnippchen, in dem er je länger je mehr ungerührt den Eigensinn des theologischen Sprachspiels pflegte und den Narrativen der Moderne ein ureigenes theologisches und christologisches Narrativ entgegensetzte - wohl wissend, dass jedes noch so wissenschaftliche Wirklichkeitsverständnis genau dann, wenn es Wirklichkeit zu deuten und zu interpretieren beansprucht, auf Narrative, genauer gesagt auf Metaerzählungen, also auf bestimmte axiomatische Sinnunterstellungen zurückgreifen muss. Das durchschaute Barth. Er kapitulierte jedoch nicht davor, sondern drehte den Spieß um, indem er Theologie nach der systemzerstörenden kritisch-negativen Theologie seiner Frühphase in seiner unbändigen „Kirchlichen Dogmatik“ tollkühn als große Erzählung neu fundierte. Er tunnelte raffiniert und virtuos die erkenntnistheoretische Unmöglichkeit, von Gott zu reden, indem er ihr die Möglichkeit eines neuen, genuin christlichen Sprechens aufgrund der singulären Offenbarung Gottes in Jesus Christus entgegensetzte. Ich glaube nicht, dass Barth nicht wusste, dass dieses Sprechen unter den Bedingungen der Moderne vom fiktiven Sprechen, nämlich vom konstruktiven sprachlichen Erzeugen von Gegenwirklichkeit, ununterscheidbar ist. Aber Karl Barth hatte keine Angst davor, als Märchenerzähler, als Bringer der guten neuen Mär, in Erscheinung zu treten. 1964 sagte Barth in einem Gespräch mit Tübinger „Stiftlern“ über das bekannte Weihnachtslied „Vom Himmel hoch, da komm ich

her“: „Ich bring euch gute, neue Mär.' Herrlich, dass der Luther da von ‚Mär' geredet hat; er hat nicht gesagt: Historie!“ Und er hat, so setze ich Karl Barths Satz eigenmächtig fort, auch nicht gesagt: gesicherte empirische Fakten. Nein, gute neue Mär'. Story statt History. Denn – so die US-amerikanische Dichterin Muriel Rukeyser im Todesjahr Karl Barths (1968): „The universe is made of stories, not of atoms.“ Das Universum besteht nicht aus Elementarteilchen, sondern aus Geschichten.

Evangelische Theologie kann nach Barth nur das Nachdenken über eine Erzählung sein. Sie muss damit zur Metaerzählung der guten neuen Mär' werden – zur Erzählung, deren Held das gnädige und barmherzige, freie und unverfügbare Subjekt Gott ist – zur Erzählung, die so tut, als hätte sich Gott, der Barth zufolge allein der Grund ist, aus dem wir von Gott reden können, tatsächlich offenbart. Wenn die Theologie dagegen nach Kant exakte oder zumindest philosophisch ernst- zunehmende Wissenschaft sein will, wird sie Barth zufolge sich selbst und ihrem ungegenständlichen göttlichen Subjekt untreu. Dasselbe gilt, wenn sie durch ihre Selbstethisierung das göttliche gegen das menschliche Subjekt eintauscht – und sei es aus redlichster christologischer oder pneumatologischer Motivation. Wenn aber die Theologie ihrem Gegenstand, der guten neuen Mär', also dem Evangelium Gottes treu bleibt, muss sie bereit sein, mit einem ebenso existenzgefährdenden wie existenzbegründenden wissenschaftstheoretischen Risiko zu leben – dem Risiko nämlich, unter den Bedingungen Kantscher Erkenntnistheorie von einer Märchenerzählerin auch dann nicht unterscheidbar zu sein, wenn die „story“, die die Theologie erzählt und in der der christliche Glaube gründet, zutiefst wahr ist. Darin besteht die Not, aber auch die Verheißung des christlichen Glaubens und des christlichen Denkens angesichts der Herausforderungen seiner Zeit. Nur auf der Grenze zur Unwissenschaftlichkeit kann die Theologie in der Moderne zur einer wirklich freien, wissenschafts- und gesellschaftskritischen Wissenschaft werden. Zu einer Art von Wissen, das sich als eine Art von Kunst nicht um die Vorschriften und Verbote irgendeines normativ daherkommenden Zeitgeistes schert und auf alles pfeift, was man ihr innerhalb irgendeiner Matrix gebieten oder verbieten könnte. Dass der christliche Glaube, die christliche Theologie und die christliche Kirche von den Rationalitäten, von denen wir Auskunft darüber erwarten, was die Welt im Innersten zusammenhält, eher belächelt als ernstgenommen wird, ist für Theologie und Kirche nur dann ein Problem, wenn sie aus der großen Sehnsucht nach Anerkennung durch die Leitrationaltäten und Leitdiskurse unserer Kultur einen Schmusekurs mit gesellschaftlichen Trends fahren – insbesondere mit dem gesellschaftlichen Trend, nicht mehr die Sprache der Religion, sondern nurmehr die Sprache der Moral verstehen zu wollen und zu können. Nichts ist auf diesem Schmusekurs so selbstbewusstseinsge-

fähernd wie das Abblitzen durch eine Abfuhr seitens der Aufmerksamkeitsökonomie. In einer Epoche, in der auch in der Kirche die Sehnsucht nach Wahrheit von der Sehnsucht nach Anerkennung nicht etwa durch Gott, sondern durch die säkulare Welt und ihre medialen Tribunale abgelöst worden ist, schwindet aber beobachtbar der theologische Mut, auf gesellschaftliche Trends gelassen eigensinnig zu reagieren, von der heilsamen Andersheit, Weltfremdheit und Weltzugewandtheit Gottes zu reden und im Raum des Diesseits Räume der Weltunterbrechung und der Einbruchsmöglichkeit einer anderen, weniger ethisch als vielmehr mystisch erfahrbaren Realität zu eröffnen.

Vielleicht sollten auch wir in einer Zeit großer theologischer Sprachlosigkeit in einer profanierten Welt weniger Angst davor haben, gelassen dem Rhythmus der eigenen Sachlichkeit zu folgen und so zu sprechen und zu reden, als ob es Gott gäbe – *etsi Deus daretur* –, als ob also letztlich alles gut wäre und wir – ein wenig kitschig geprochen – nicht tiefer fallen könnten als in Gottes Hand, weil die Welt, die wir als letzte Realität begreifen, umgriffen ist von der Welt Gottes, dem Grund unseres Seins, in den uns Gott selbst durch das menschliche Dasein hindurch einen Blick gewährt – etwa in Gestalt Jesu Christi. Und was sonst sollten wir glauben, wenn wir als Christinnen und Christen an Gott glauben?

Was also tun – in der Coronakrise und einhundert Jahre nach Karl Barths Revolution der Theologie? Vielleicht den berühmtesten theologischen Satz des 20. Jahrhunderts neu entdecken, mit ihm kämpfen und uns mit nicht weniger zufrieden geben als mit dieser dialektischen Existenz. Der Satz entstammt Karl Barths 1922 gehaltenen Vortrag „Das Wort Gottes als Aufgabe der Theologie“. Und er lautet: „Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen beides, unser Sollen und unser Nicht-Können wissen, und eben damit Gott die Ehre geben.“

Für mich heißt dieser Satz: Formen theologischer Existenz jenseits permanenter moralischer Kommunikation einzuüben und nicht nur theoretisch, sondern kultisch, rituell und liturgisch, also spirituell durchzubuchstabieren, was es heißen könnte, dass Gott gegenwärtig ist und dass Gott handelt – mit anderen Worten: die Sprache der Kinder Gottes wieder zu erlernen und neu zu entdecken, was es bedeuten könnte, dass nicht die Wirklichkeit, die uns empirisch als einzige Wirklichkeit einleuchtet, sondern Gott die letzte Wirklichkeit ist. Das ist durchaus anspruchsvoll, weil es die Fähigkeit erfordert, die langweilig gewordene Sprache und die langweilig gewordenen Formen der kirchlichen Gegenwart, deren Verfallsdatum längst überschritten scheint, wieder so zu entzünden, dass Menschen mit dem letzten Grund und dem Heiland ihres Daseins in Berührung und in

Beziehung kommen.

Vergessen wir nicht: wir sind als Christenmenschen ja eben doch zwar Bettler, aber auch Spezialisten und Spezialistinnen für die letzten, nicht für die vorletzten Dinge. Es gibt nichts Erbärmlicheres als eine Kirche, die mit weniger zufrieden ist als mit dem, was nicht-kirchliche Menschen eigentlich von Kirche erwarten.

Gottseidank wird, wer sich in einem säkularen Kontext als Christ oder Christin outet, von der sogenannten säkularen Welt noch immer hartnäckig an das erinnert, was theologische Existenz heute, morgen und zu allen Zeiten ausmacht. Es gibt glücklicherweise noch immer Menschen, die sich von den Menschen der Kirche wünschen, dass sie ihnen die Tür zu einem anderen Sein öffnen, ohne von ihnen mit einer als Evangelium verkauften moralisch oder religiös gedeuteten, aber gegen die Transzendenz verrammelten Immanenz abgespeist zu werden.

So geschehen während einer Reise im ICE vor einigen Monaten. Eine junge Frau fragte mich, als sie sah, dass ich ein theologisches Buch las, ob ich Theologe sei. Als ich Ja sagte, fragte sie weiter. Ob sie mir eine persönliche Frage stellen dürfe. Sie alle wissen, was sie mich gefragt hat. Sie hat mich gefragt, ob ich an Gott glaube. Das, nichts Anderes, wollte sie von einem Mann Gottes wissen. Dieser Mann Gottes war zunächst merkwürdig sprachlos. Und ihm ging angesichts dieser Frage tausenderlei durch den Kopf. Er überlegte, seiner Gesprächspartnerin die Gegenfrage zu stellen, was sie denn mit Gott meine. Denn ehe man die Gretchenfrage beantworten könne, müsse man sie zu allererst besser verstehen, um nicht aneinander vorbeizureden. Er hatte Antworten auf den Lippen, die signalisieren sollten, dass er bitte nicht für einen all zu frommen, womöglich fundamentalistischen Zeitgenossen gehalten werden möge, weil er ja doch selbst ein Fragender, ein Suchender, ein Ringender und ein Zweifelnder sei. Ebenso fragend, suchend ringend und zweifelnd vielleicht wie seine Gesprächspartnerin. Er gedachte das Kunststück zu vollbringen, einen gläubigen und zugleich einen ungläubigen Eindruck zu erwecken und dialektisch-theologisch klug um den heißen Brei herumzureden, um das zu bewerkstelligen. Nach fünf Sekunden jedoch überlegte er es sich anders und sagte mit einem Kloß im Hals: „Ja, ich glaube an Gott.“ Danach wurde das Gespräch interessant.

Und das hoffe ich auch von unserem Gespräch im Anschluss an diesen Vortrag.

Herzlichen Dank.